



Interview mit

Dr. h. c. Christian Schad

**Präsident der Evangelischen
Kirche der Pfalz**



Leben nach und mit Krebs

Dr. h. c. Christian Schad ist seit 2008 Präsident der Evangelischen Kirche der Pfalz (Protestantische Landeskirche), seit 2013 Vorsitzender der Vollkonferenz und des Präsidiums der Union Evangelischer Kirchen in der Evangelischen Kirche in Deutschland und seit 2016 evangelischer Vorsitzender des Kontaktgesprächskreises zwischen Vertretern des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz. Mit Kirchenpräsident Schad (**CS**) sprach der Vorsitzende des Vorstands der Stiftung LebensBlicke, Prof. Dr. J. F. Riemann (**JFR**).

JFR: Darmkrebs ist mit ca. 62.000 Neuerkrankungen/Jahr und ca. 26.000 Todesfällen/Jahr eine der häufigsten Krebserkrankungen. Männer sind häufiger und früher betroffen. Sie sind seit Jahren selbst Betroffener und haben nach der Diagnose "Darmkrebs" Ihr Leben darauf eingestellt. Wie haben Sie die Diagnose "Darmkrebs" damals empfunden?

CS: Die Diagnose konnte ich zunächst nicht fassen. Irgendwie stockte mein Lebensstrom. Ein Riss tat sich auf, und die Selbstverständlichkeit des Dahinlebens, die fraglose Normalität des Alltags, war erschüttert: "Etwas Fremdes, Böses ist in mir. Und ich ahne dunkel, dass es sich nicht einfach wegwischen lässt, es vielmehr unverhältnismäßig gewichtig ist." Ich war mir meiner selbst nicht mehr sicher.

JFR: Wie lernten Sie, mit der Diagnose "Darmkrebs" zu leben?

CS: Mehr und mehr hatte ich das Verlangen, vor mir selbst und vor anderen wahrhaftig zu sein; mich nicht selbst zu betrügen. Dies führte zu einer gewissen Nüchternheit, die mir half, mit den Ärzten auf Augenhöhe zu kommunizieren. Und die Wege der einzuschlagenden Therapie zu kommunizieren und mit zu bestimmen. Ich lernte, mich realistisch auf meine

Krankheit einzulassen und ihr gleichzeitig den Kampf anzusagen. Fast nahm ich die Haltung des Protestes ein. Durch Anfechtungen hindurch lernte ich, mit der Diagnose, mit meiner Krankheit, zu leben, aber mich nicht durch sie beherrschen zu lassen.

JFR: Leben mit und nach Krebs ist heute ein Schicksal von Millionen Menschen. Sie persönlich gehen offen damit um und sind sicher im Laufe der letzten Jahre vielfach angesprochen worden. Was konnten und können Sie gerade auch im Verständnis Ihres kirchlichen Amtes Menschen an Rat und Hilfe weitergeben? Wie kann geistlicher Beistand Menschen in einer solchen Lage zusätzlich stärken?

CS: Zwei Einsichten des Theologen und Pfarrers Dietrich Bonhoeffer haben mir geholfen, weil sie sich an mir bewahrheitet haben. Die eine Einsicht lautet: "Der Christus im Munde des Bruders (der Schwester) ist stärker als der Christus im eigenen Herzen." Das heißt, ich war dankbar für Menschen, die mich begleitet, die für mich gebetet haben, gerade auch dann, wenn ich niedergeschlagen war (vor allem in manch' trostlosen Phasen der Chemotherapie); die da waren, sich Zeit für mich genommen haben, mir die Treue hielten und mich dadurch oft aufrichteten. Vor allem, indem sie mir Gegen-Bilder zuspielten, die mein Sich-Drehen-um-mich-selbst heilsam unterbrachen. Und indem sie stellvertretend für mich glaubten und hofften, wenn mir dies verwehrt war. Eine zweite Einsicht Bonhoeffers wurde ebenfalls zu meiner eigenen Erfahrung. Er drückte sie so aus: "Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage so viel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im Voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein."

Ja, die Angst, der Zweifel nisten sich immer wieder ein. So will die Perspektive der Hoffnung, wenn sie sich denn als ehrliche Widerstandskraft erweisen soll, von Mal zu Mal diesen Einwänden abgerungen sein. Wahrer Trost geschieht nicht unter Absehen oder auf Kosten der Wirklichkeit, sondern nur im Angesicht dessen, was schmerzt und weh tut. Und manchmal gilt es auch, Gott gegen Gott zu Hilfe zu rufen. Aber gerade die Klagepsalmen der Bibel verheißen uns, auch mit unseren Verzweiflungen immer noch Gott zu begegnen, der uns Licht, Güte und Zuversicht sein will.

JFR: Welche Konsequenzen haben Sie aus Ihrer Erkrankung gezogen?

CS: Ich empfinde bis heute eine große Dankbarkeit, leben zu dürfen: eine Dankbarkeit meinem Schöpfer gegenüber und gegenüber den Menschen, die mich damals begleitet, gepflegt und ärztlich behandelt haben. Aus dieser Dankbarkeit heraus ermutige ich in meinem privaten und dienstlichen Umfeld immer wieder Menschen, sich rechtzeitig einer Vorsorge-Untersuchung zu unterziehen. Ich nehme ihnen, so gut es geht, die Angst vor dieser Untersuchung, auch mit dem Hinweis, dass sog. Polypen im Darm im Anfangsstadium in der Regel gutartig und leicht abzutragen sind. Indem ich Menschen – unaufdringlich, aber klar – meine Geschichte erzähle, also authentisch Auskunft gebe, spüre ich, dass dies Menschen ermutigt, ihrerseits den Weg zur Vorsorge zu gehen.

JFR: Es gibt ja auch das Recht auf Nichtwissen. Wie sollte ein überzeugter Anhänger der Prävention mit solchen Menschen umgehen? Sie in Ruhe lassen? Sie immer mal wieder in ein Gespräch verwickeln?

CS: Ja, es gibt ein Recht auf Nichtwissen. Deshalb würde ich gegenüber Menschen, die im Blick auf eine Prävention oder auch eine Nachsorge skeptisch oder ängstlich sind, nie mit erhobenem Zeigefinger argumentieren. Vielmehr ganz unmittelbar von mir selbst und meinem Empfinden erzählen. Dass es für mich nämlich mit meiner Selbstachtung zu tun hat, mit meiner Verantwortung vor mir selbst, mich nicht zu betrügen, sondern auch mit meinem körperlichen Befinden offen umzugehen. Und auch zuzugeben, dass dabei Ängste vorhanden sind. Aber der Angst kann ich m. E. besser dadurch begegnen, dass ich sie mir eingestehe, sie mit vertrauten Menschen teile und mit ihnen darüber rede, als die Angst im Diffusen und mich selbst im Unklaren zu lassen.

JFR: Herzlichen Dank für dieses sehr instruktive und offene Gespräch!